

Heimweh

Ich ging in einer Sommernacht,
Da alle Sterne aufgewacht,
Und frühlich blinkten in die Welt,
Ins liebe Dorf, das noch erhellt.

Aus einem kleinen, stillen Haus,
Kam Kinderweinen matt heraus,
Und dann ein Lieb voll süßer Ruh.
Das trug der Abendwind mit zu.

Da sitzt im Silbermondensicht,
Das voll durch die Cardine bricht,
Am Biegenbett bei früher Nacht,
Die Mutter bei dem Kind und macht.

Sie weckt's mit ihrem leichten Schuß
Und singt ein Schlummerlied dazu.
Da wird das Kinderweinen stumm,
Traumenglein geht im Zimmer um.

Und wie ich steh' aus Haus gelehnt,
Hab' ich mich heiß zurückgelehnt.
Kannst du nur einmal Kind noch sein,
Und schließ im Mutterarme ein.

Kenne Gerwe.



um ein Handwerk zu erlernen, wird wenigstens
zum Besuche einer Fortbildungsschule angehalten.
Die im Jahre 1923/24 während der
acht Schuljahre Gelernte baldmöglichst zu
vergeben. Für das Mädchen geschieht in die-
ser Hinsicht nichts. Liebe Hausfrau, hast du
nicht einen Teil der Zeit, des Geldes und der
Kraft, die du an Vereine — seien es Armen-
schaften oder sonstige Hilfsanstalten —
wendest, für das junge Dienstmädchen übrig,
das in deinem Haushalt wohnt? Könntest du
nicht wenigstens durch passend ausgewählte
Bücher auf ihre Seele wirken? Doch bedenke,
dass mit dem Lesen allein nichts getan ist; laß
dir von ihr erzählen, wie sie es aufgefassen hat,
was sie dabei denkt; gehe freundlich darauf ein
und sei gewiß, dass, wenn du ihr Interesse auf
bessere Dinge lenkst und ihr zeigst, daß du auch
Anteil an ihrem inneren Leben nimmst, es
auch deinem Kinde, die mit ihr verkehren,
gute kommen wird.

Und zum Schluss noch die Mahnung: rechne
nicht auf Dank! Tue das Gute, wie es ins
Weir; frist es der Fisch nicht, sieht es der
Herr!

Der Kampf um den kurzen Rock

Bekanntlich begann jüngst in Verona ein
Kampf gegen die kurzen Damenröcke, der in-
zwischen ausgebrochen und noch interessanter
wurde. Statien wird, wie z. B. die Presse Ve-
ronas verkündet, sich von den Pariser Mode-
schöpfungen abzuwenden und selbst eine Mode
schaffen, die sich das ganze Land und obendrein
die übrige Welt erobern soll. Kurz Röcke und
— armeelose Blusen gelten als unfittlich und
abscheulich. Es fehlt nur noch, daß auch der
Auschnitt am Hals verpönt wird, damit der
hohe Kragen bis zum Kinn wieder zur Geltung
gelangt. Ein Modeauschuß hat in einem flam-
menden Aufruf die Rückkehr zu jener Kleidung
gefordert, die Beatrice dem Dichter der Göt-
lichen Komödie so anziehend machte. Der Han-
delsminister erhofft von der Bewegung eine
Belebung der heimischen Industrie. Wenn
große Unternehmungen Bekleidungsunternehmen für
ihre Angestellten erlassen, so werden diese auf
alle mögliche Weise umgangen. Eine große
Piemontese Hutfabrik z. B. stellte nur Arbei-
terinnen mit langen Röcken an, und die Mäd-
chen erschienen auch ganz sittsam lang; doch
wenn sie die Fabrik verließen, schnürten sie sich
mit eigens dazu erlaubten Gummibändern
wieder möglichst hoch und waren wieder
modern gekleidet. In einer anderen stützenden
Fabrik erschienen die Mädchen in langen
Hosenknaben in der Form von schnecken-
förmigen Kleidern und trugen damit in den
Arbeitszeiten einen solchen Stolz auf, daß die
Direktion ihnen befahl, kurze Röcke zu tragen!
Der wortreiche Mussolini zögert noch mit einem
Diktaturbefehl in der Kleiderfrage. Dämmert
ihm, dem bisher Mächtigsten, die Erkenntnis auf,
daß er in dem Kampf mit der Damenmode
vielleicht seinen Meister finden könnte?

Aus dem Engen und Weiten

Es gibt zwei Frauen.

Diese schon oft erwähnte Tatsache wird auch
durch die bereits im März vorigen Jahres er-
folgte, aber erst jetzt amtlich veröffentlichte
Volkszählung im Seine-Departement bestätigt.
Bei einer Gesamtbevölkerung von 4 628 637
überstieg die Zahl der Frauen die der Männer
um 330 000. Das Verhältnis tritt besonders
in den reichen Vierteln von Paris stark hervor,
während in den Arbeitervierteln der Unter-
schied nicht so sehr in die Erscheinung tritt.
Die Stadt Paris zählt übrigens 2 871 429 Ein-
wohner, von denen nur 16 671 älter als
71 Jahre sind.

Die philosophischen Französinen.

Nach zumeistiger amtlicher Feststellung ha-
ben sich im Jahre 1923/24 1808 junge Französinen
als Studentinnen der Philosophie und 328 als
solche der Mathematik eintragen lassen gegen
21 bezw. 5 im Jahre 1905.

Totaler Irrtum.

Ein hochgelehrter Wittenberger Magister
liebte es, Bekannten und Fremden aus der
Hand wahrzusagen. Eines Tages besuchte er
einen Wittenberger Bürger, dessen Frau ihm
mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm ent-
gegentrat. „Laß doch sehen, was aus dir wird“,
sagte der Magister und ergriff das Händchen.
„Ei, ei, was sehe ich.“

„Was?“ fragten Vater und Mutter neu-
gierig.

„Dieses Knäblein wird einst ein großer Theo-
logus werden.“

„Das kann nicht sein, ehrwürdiger Herr“, be-
merkten die Eltern.

„Doch meine Freunde, ich sehe es klar. Dies-
er Knabe.“

„Ist gar kein Junge“, fiel die Mutter dem
Gelehrten in das Wort, sondern ein Mägde-
lein.“

In Wittenberg erzählt man sich, daß dieser
ehrwürdige Magister kein geringerer als Dr.
Philipp Meisendorff gewesen sein soll.

Ratschläge und Winke

Unkraut in Gartenwegen.

Eine starke Lösung von Düng-, Vieh- oder
Seesalz, ebenso Heringslake, sowie verdünnte
Schwefelsäure, verhindern, wenn auf Garten-
wegen oder zwischen die Fugen von Steinplä-
tchen ausgegossen, das Wuchern von Gras und
Unkraut.

Spargelpflanzung im Sommer.

Nach angestellten Versuchsversuchen übertrifft
im Sommer gepflanzter Spargel solchen, der im
Frühjahr oder Herbst gepflanzt wurde, ganz er-
heblich. Im Sommer gepflanzte Spargelpflan-
zen wurzeln noch in demselben Sommer gut an,
besonders wenn man das Begehren bei trocke-
ner Witterung nicht paßt. Man kann ohne
Liebertreibung sagen, daß durch die Sommer-
pflanzung der Spargel um ein Jahr früher ge-
stochen werden kann und die Anlagen viel ge-
sünder und dauerhafter werden.

Eigroße Stachelbeeren zu erhalten.

Man wählt einen Stachelbeerstrauch mit gro-
ßen Früchten; nachdem die Beeren die Größe
eines Nußkerns erlangt haben, umwickelt man
einzelne Zweige mit Moos mittels dicker wol-
lener Fäden, stellt ein flaches Gefäß mit Was-
ser unter den Strauch und läßt die angefeuch-
teten Fäden in das Wasser hineinhängen. Ver-
möge der Kapillarität zieht sich nun immer
Wasser in die Höhe an den Fäden. Es muß
natürlich dafür gesorgt werden, daß fortwäh-
rend Wasser in dem Gefäß ist. Nach Verlauf
einiger Wochen werden die Beeren an den be-
treffenden Zweigen eine enorme Größe erreicht
haben.

Verwendung lebender Krebse.

Lebende Krebse verwendet man am leichtesten
in geschlossenen, mit Luftlöchern versehenen
Gefäßen ohne Wasser. Man verpackt dieselben
zwischen frischen Brennereien und befeuchtet
nur jede Lage mit etwas Sprühwasser.

Glasgegenstände

bringt man zu ganz besonders blühender Helle
und Klarheit, wenn man sie nach der gewöhn-
lichen guten Reinigung durch Wasser mit einem
weichen in Benzin getauchten Lappen abreibt
(nicht bei Nacht!) und dann richtig nachpoliert.

Ehe und Erziehung

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Allein wegen des Ausspruches, daß der Mann
in seiner Frau die andere Hälfte des vollkom-
menen Menschen wiederfindet, hätte Platon
sein Ehebündnis verdient; denn nichts ist in
einer guten Ehe wiederkehrender als diese Er-
kenntnis.

Die Geliebte eines Mannes zu sein, ist ein
Los; seine Frau zu sein eine Aufgabe.

Der Mann ist nicht nur der Weggenosse der
Frau, sondern auch ihr Wanderstab.

Bei der Erziehung ihrer Kinder entdecken die
Eltern häufig erst ihre gemeinsamen und ver-
schiedenen Charakteranlagen.

Weiße Eltern, wenn sie pekuniär auch noch
so gut gestellt sind, erziehen ihre Kinder zur
Schlichtheit. Denn man erweist seinem Kinde
den besten Dienst, wenn man es gegen alle
Wechselfälle des Lebens wappnet.

Nichts ist so lächerlich und zugleich unvor-
antwortlich wie die Willkür mancher Eltern
zu ihrem Kinde, die in ihm ihren Willen sehen
und sich geduldig zu seinem Sklaven machen.

Zum Vertreiben von Wanzen

empfehlen sich Thuja-Zinktur oder eine Ab-
kochung von Thuja-Zweigen (Lebensbaum).
Vorteilhaft ist es, wenn man vor dem Anpin-
seln genannter Flüssigkeiten mit einem scharfen
Messer die oberste Hautschicht wegschabt.

Böhlende Pomade aus Blumen.

1/2 Kilo frisches, gutes Schmalz
schmelzt man und gießt es durch ein Haarsieb
in frisches Brauwasser, dem man 2-3 Pri-
sen Kochsalz und eben soviel Kampferpulver zu-
setzt. Durch dieses Verfahren kommt sich das Fett
und wird von dem anhängenden Blut und Haut-
resten befreit. Dies muß man dreimal bis viermal
wiederholen, um das Fett rein zu erhalten.
Schließlich muß das Fett mehrmals tüch-
tig in frischem Wasser gewaschen und noch-
mals geschmolzen werden. Dann in ein Ge-
schloß gegossen, stellt man das Fett auf eine
Herdstelle, wo es flüssig bleibt. In dies Fett
mischt man so viele von allen Insekten befreite
Blüten oder Blütenblätter (Rosen usw.), es
müssen stets Blüten von eben blühenden Sträu-
chern sein, als das Fett bedecken kann, läßt
es 24 Stunden darin stehen, feilt das Fett
durch und feilt neue Blüten zu. Wenn dies eine
Woche fortgesetzt wird, so hat man eine feine,
höchst parfümierte Pomade, wie man sie kaum
im Handel bekommt.

Tod den Wanzen!

Einer der lästigsten Plagegeister, die den
Menschen um die Nachtruhe bringen, ist ein
Blutsauger, die Wanze. Sie vermehrt sich un-
geheuer schnell; denn das Weibchen legt wäh-
rend der ganzen milden Jahreszeit mehrmals
ein halbes hundert Eier und die aus diesen
schlüpfende Brut ist in elf Wochen völlig aus-
gewachsen. Die Wanze ist von zähem Leben
und ebensolcher Ausdauer, wenn es gilt, zu
hungern und eisse Kälte zu ertragen. Das
beste Mittel, Wanzen zu vertilgen, besteht in
der denkbar größten Sauberkeit. Hat sich das
Ungeziefer erst einmal eingenistet, so ist es
schwer auszurotten. Besonders in Bettstellen
und Matratzen halten sich Wanzen gern auf.
Solche Bettstellen muß man vollständig aus-
einandernehmen und alle Teile tüchtig mit
scharfer Bürste unter Zuhilfenahme von grüner
Seife auscheuern. Trocken geworden, werden
die Teile dann mit Karbolwasser oder Petro-
leum bestrichen. Weiter empfiehlt sich die Be-
nutzung einer Lösung aus Pikrinäure, Nel-
kenöl, je 6 Gramm, 20 Gramm Stearin, 250
Gramm Petroleum, die zusammen in eine
Flasche gebracht und an eine warme Stelle ge-
setzt wird, bis sich alles gelöst hat. Ferner
sollen auch die Wanzen verschwinden, wenn man
ihre Schlupfröhren mehrere Tage hintereinander
täglich zwei- bis dreimal mit Bierhefe bestricht.
Auch tut man gut, den Fußboden wiederholt
mit siedendem Wasser, dem man gleichfalls
einen der genannten scharfen Stoffe beigemischt
hat, auszubücheln.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna.
Druck und Verlag: R. A. G. A. Altna.

Frauen-Zeitung

Nr. 23

Altna, den 7. Juni

1927

Die Masern

Von Dr. med. Rosheim.

Im allgemeinen werden die Masern als Kin-
derkrankheiten bezeichnet, und das stimmt bei
uns auch in den meisten Fällen. Die Masern
haben eine lebenslange Immunität zur Fol-
ge, wer also einmal die Masern durchgemacht
hat, erkrankt nicht mehr daran, auch wenn er
sich der Infektion aussetzt. Während der
Krankheit bildet der Körper nämlich Gegen-
stoffe, die nicht nur während der Erkrankung
selbst im Blute kreisen, sondern auch lebens-
langlich den Betroffenen vor der Wieder-
erkrankung schützen. Diese Schutzstoffe geben
sogar während der Schwangerschaft auf das
Kind über, so daß Säuglinge während des er-
sten Lebensjahres fast nie erkranken, auch
wenn sie der Infektion ausgesetzt waren.
Selbst größere Kinder kann man erst vor dem
Ausbruch der Krankheit meist schon dadurch
schützen, daß man ihnen unmittelbar nach der
Infektion Blutfur von der Mutter einspricht,
falls diese als Kind die Masern durchgemacht
hat. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen
kommt es vor, daß jemand zum zweiten Male
an Masern erkrankt. Wenn dies einmal be-
hauptet wird, so liegt meist eine Verwechslung
mit Nöteln vor.

Die Masern treten fast stets in der Form
einer Seuche auf. Sie sind außerordentlich
leicht übertragbar, daher breitet sich eine sol-
che Epidemie überraschend schnell aus. Da die
Masern nicht erst dann ansteckend sind, wenn
sichtbare Krankheitszeichen auftreten, sondern
schon vorher, so kann man sich nicht davor
schützen.

Die Erreger der Krankheit sind uns nicht
bekannt. Der italienische Professor Caronia
wollte vor vier Jahren die ursächlichen Bak-
terien gefunden haben. Anschließend aber sind
seine Forschungen nicht anerkannt worden.
Sicherlich befinden die vermuteten Bakterien
sich im Blut, im Auswurf und im Nasenschleim.
Man muß dies wissen, wenn man sich vor einer
Ansteckung schützen will. Im allgemeinen ge-
schieht sie durch die sogenannte Tröpfchen-
infektion: beim Husten der Kranken fliegen
kleinste Tröpfchen in der Luft herum und wer-
den anderen Menschen in den Mund oder die
Nase hinein gesaugt.

Die ersten Krankheitszeichen sind folgende:
Plötzlich steigt die Körpertemperatur auf 39
und 40 Grad. Gleichzeitig entsteht ein heftiger
Husten und Schnupfen, die Augen entzünden
sich, aus der Nase fließt reichliche Absonde-
rung. Der Husten ist das Zeichen eines Ka-
tarchs der oberen Luftwege, des Rachens und
der Luftröhre. Die Augen werden rot, dabei
wird die Lichtscheu oft so stark, daß die Kinder
nur im verdunkelten Zimmer die Augen öffnen
können. Das Allgemeinbefinden ist gestört, die
Kinder fühlen sich krank, der Appetit fehlt.
Nach weiteren drei Tagen zeigt sich das Kenn-
zeichen der Masern, der Ausschlag. Dieser be-
ginnt fast stets im Gesicht, auf den Wangen und
an der Stirn. Von da aus breitet er sich in we-
nigen Stunden über den ganzen Körper aus.
Er besteht aus unregelmäßig geformten blas-
förmigen Flecken der Haut. Vielfach fließen die
Flecke auch ineinander. Beim Auftreten des
Ausschlages steigt die Körpertemperatur, die zu-
einst etwas gefallen war, wieder hoch an. Nach
zwei Tagen hat der Ausschlag seinen Höhe-
punkt erreicht. So lange hält auch das hohe
Fieber an. Darauf fällt die Temperatur meist
plötzlich wieder. Der Ausschlag bläht ab. Auch
die übrigen Beschwerden verschwinden allmäh-
lich.

Dies ist der Verlauf der gewöhnlich harm-
losen Masern. Doch kann die Krankheit auch
so schwer sein, daß sie einer Blutvergiftung
gleichet. Die Kinder werden bewußlos, bekom-
men Herzschwäche und gehen dann zugrunde.
Säuglinge bemerkt man im Verlaufe der Ma-
sarn, daß die Kinder schwer atmen und fast blau

aussehen. Vielfach ist dann der Auschlag ab-
geklungen oder von vornherein schlecht entwik-
kelt. Die Leute sagen in solchen Fällen: „Die
Masern sind nach innen geschlagen.“ In Wirk-
lichkeit ist eine schwere Lungenerkrankung hin-
zutreten, die häufig tödlich endet.
Besonders gefährdet sind Kinder, die an Tu-
berkuloze leiden und dann an Masern erkran-
ken. In diesem Fall kann die Tuberkuloze
plötzlich zum Tode führen. Wie bei allen In-
fektionskrankheiten bildet das Blut nämlich
auch bei der Tuberkuloze Gegengifte und
Schutzstoffe, die aber, wie man annimmt, durch
die Masern zerstört werden.
Wenn die Masern im allgemeinen auch eine
leichte Erkrankung darstellen, so sollte man
doch regelmäßig einen Arzt zu Rate ziehen, da
schwere Komplikationen stets möglich sind.

Knospen

Von Gabriele Reuter.

Wir gehen durch die in Farben und Düf-
ten prunkende Sommerpracht und freuen uns
dieser vollentfalteten Herrlichkeit dieses Hoch-
festes unserer lieben Mutter Natur.

Wie geschieht es uns doch selbst, daß uns
ein leises, feines Bangen beschleicht, ein meh-
reres Sehen nach den nun vergangenen
ersten Frühlingstagen, da alles Wachende um
uns her noch verspricht — da die Welt noch in
Knospen stand?

Der süße Reiz der Knospe — kann er je
erzählt werden durch die üppige Form, die reiche
Kosbarkeit der Blüte? Wenn wir in ihr nicht
schon den Niedergang, wird der Glanz jener
Rosen, der goldenen Sterne, der blauenigen
Dolben nicht schon von dem Hauche der Ver-
wesung leicht berührt? Und die Leppigkeit des
Laubes an den hohen Bäumen — ist sie nicht
schon durch ein einziges gelbes Blatt mit dem
Finger des Todes gezeichnet?

Und ist es nicht tief symbolisch, daß alle Hoch-
feste in Leben und Natur uns irgendwie traurig
stimmen, weil sie uns den Niedergang, der dem
Menschen mit jedem Blatt, jeder Blume ge-
meinsam ist, gerade durch ihre Vollendung vor
Augen führen? Denn die Vollendung erschlägt
ja die Hoffnung, und von der Hoffnung nähren
wir unsere Seele recht eigentlich.

Knospen — süßeste Ergebnisse der Natur —
wer beachtet euch in eurer vorhehenden Lieb-
lichkeit, so wie ihr es verdient? Tragt ihr
nicht delikate Farbmischungen in euren zu-
sammengerollten, ungelösten kleinen Formen,
als alle erste Frucht der Blüte, der Blätter
sie aufweisen kann? Wo müßt ihr später ein
so gartes Rosa einem so hauchfeinen Violett,
einem Braun und Gelb, das da schimmert wie
altes Gold auf den Bildern großer Meister?

Und ist es nicht entzückend, dem Wunder
nachzuspielen, wie die kleinste Knospe schon im
Charakter ihrer Form die später zur Entfal-
tung gelangende Pflanze sinnvoll andeutet?
Ja, die Wesenart gewaltiger Bäume ist in der
winzigen Knospe eines einzelnen ihrer Blätter
enthalten. Oder sieht man nicht den gedrun-
genen Bau, die reiche dunkle Belaubung der
Kastanie in der Rundheit, dem strammen Bau
ihrer Knospen, aus denen die Blätter wie Fin-
ger hervorblicken? Spiegelt sich das krause
Wegwörtchen der Eiche nicht in der krausen Blät-
terform, die aus der Knospe quillt? Ist
die Rundheit des Apfels nicht vorgebildet in der
Rundheit der mollen Blätter und Blüten-
knospen, und das Oval der Birne in der läng-
lichen, spitzeren Gestalt der Blätterknospen
an Baum?

Welch interessante Studien kann man in die-
ser Hinsicht besonders bei den Knospen der Ro-
sen machen — ahnen die schmalen, aristokrati-
schen Gebilde, aus denen die Marshall-Niet sich
entfalten, überhaupt noch den rundlichsten, kind-
lichsten Bällchen, die später die rundlichen,
matten Sträuße der rosigen und purpurnen
Rieterröden ergeben?

Sind die Knospen uns vielleicht deshalb so
heilig, weil sie, noch verhüllt in die schüßeren
Deckblätter der Kindheit, ihre ganze zukün-
ftige Persönlichkeit und Wesenart in sich ein-
geschmiegt, enthalten?
Knospen und Kinder — wer würde den Ver-
gleich nicht ziehen? Er ist so banal wie tief —
so alltäglich wie von unaussprechbarem Ewig-
keitsgehalt erfüllt.
— Wer Knospen in kommenden Frühling-
tagen nicht zu beobachten versteht — der weiß
auch nicht, wie es um Kinder beschaffen ist.
Fest in sich verschlossen wie die Knospen, ist
auch das Kind. Man kann keinem von beiden
in den Reiz schauen, wie später der erstalteten
Blüte, dem Menschen, dessen Wesen sich durch
Taten dokumentiert.

So vertraulich uns das Kind erscheint aus der
himmlischen Klarheit seiner Augen — so ge-
heimnisvoll verborgen bleibt uns Erwachsene
sein Seelenleben. — Denn das Gesetz unseres
Werdens lieh uns selbst vergessen, wie wir fühl-
ten, dachten, träumten, als wir noch im Para-
dise unserer jungen Frühlingstage atmeten,
verborgen in der Knospenhülle unserer Un-
schuld.

Nur zumeilen reißt die zarte Hülle ein we-
nig. Wir erblicken plötzlich Dinge, die uns
staunen machen ob der Völligkeit süßer Ge-
fühlsfarben, ob der geborgenen Kraft der
Empfindung oder des Willens, das sich jäh-
lings offenbart, und das mit der Witzigkeit
des Organismus in erschütterndem Wider-
spruch steht. Und wir lachen ... Ja — solche
Offenbarungen bilden den Stoff zu amüsanten
Kandergeschichten.

Aber wie denn? Sollten wir nicht eher in
heiliger Andacht uns neigen, atemlos lauschen
und ernste Schlüsse ziehen?
Das Seelenleben — es sammelt kindliche
Larven, scheinbar oft ohne Sinn, d. h. ohne den
Verstand der „Großen“, doch aus Urinstinkten
aufleuchtend, von der eigenen Zukunft mit pie-
lerischen Fingerchen den Schlieren heben.

In der Form der Knospe ist vorgebildet die
Wesenart der gereiften Pflanze. Im Kinde
und seinen tollenden Verwunderungen zeigt sich
der Charakter des reifenden Menschen. Da
kann Erziehung nichts ändern — vielleicht —
höchstens ein wenig modeln — zu Verkümme-
rung oder zu schöner Entfaltung das Jünger
beitragen.

Ich — das kleine Kind ... es weiß ja noch
nicht, was es tut, was es redet — es hat ja
noch keinen Verstand ... so sprechen die El-
tern. Aber auch die Knospe bildet sich zum
Blatt, zur Blüte nicht durch den Verstand, son-
dern durch das ihr inwohnende Gesetz ihres
Werdens. Und daselbe Gesetz wirkt und treibt
im Menschenkinde noch ungehindert durch
Denkfehler und törichte Grübeleien.

— Freut euch der Knospzeit eurer Kinder
— beobachtet sie still, ohne euren Einfluß ihnen
aufzudrängen, wie sie, ihrer Eigenart folgend,
leise Blatt um Blatt entfalten, Deckhüllen ab-
werfen, aus den farbesten Farbtönen ihres We-
sens zu kräftigeren, tieferen Farben übergehen.
Wollt nicht immer nur erziehen. Können es
die Knospen ertragen, wenn man sie mit neu-
gierigen, ungarigen Fingern betastet, ihrem
Wachstum ungeduldig nachsehen will? Es gibt
vielleicht unter ihnen, die so sensibel veranlagt sind,
daß sie nach solchen Berührungen reaktionslos ver-
kümmern und vor der Zeit abfallen.

— Und lehre euch die Knospe, daß keine Be-
densäuerung des Kindes, keines seiner Worte,
Lieblosungen, Eigenfremlichkeiten oder seiner
phantastischen Fiktion für sich dastehet, als eine
Verwunderung seiner Knospzeit allein. Vergeht
nie und in keinem Augenblick, daß in allem
der zukünftige Mensch sich abend zeigt, sich
deutlicher und deutlicher vorbildet.

Schnell, wie ein Traum, find die ersten Früh-
lingstage geschwunden — habt ihr fündig und
nachdenklich die Knospe betrachtet, so wird
auch der entfaltete Mensch in seinem Tun und

Der Ausflug

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser

Er wartete hinter dem hohen Denkmal gegen halb sieben Uhr morgens auf Edith, mit der er einen Ausflug besprochen hatte.

Er spazierte einmal um das Denkmal herum, an der Kirche vorbei, deren Glocken eben im Morgengebet um die beiden von weißen Wolkenflügeln verzierten Türme klangen. Es war doch wundervoll, so früh morgens den Klang der ehernen Stimmen zu lauschen. Er sah auf die Kirchenruhr, aber die stand still. Beide goldenen Zeiger hatten sich übereinander auf Punkt zwölf festgefangen. Er griff nach der Taschenuhr, besann sich aber. Nein, lieber nicht nachsehen; es konnte schon ziemlich spät sein, und seine Ungeduld wurde dadurch gesteigert.

Edith hatte ja immer die Angewohnheit, zu spät zu kommen. Sie hielt dies für vornehm, für damenhaft.

Er sah wieder auf die Kirchenruhr, die unentwegt auf Punkt zwölf feststand. Er dachte in den blauen Himmel, der sich wie ein mächtiges Glas über der Stadt wölbte. Es war alles so frisch und frisch. Würzig floß die Morgenluft durch die Straßen. Er wollte wirklich nicht auf seine Uhr sehen, um sich einen Verrger zu ersparen, und er mußte sich ärgern, wenn Edith aus bloßer Laune ... nein, es sollte doch schön werden. Der erste Ausflug zu zweit, allein; vielleicht dachten die Mütter meißelnd am das Ereignis dieses Morgens und hofften abends von einer Verlobung zu hören?

Nachdem sich las er die Inschrift auf dem Denkmal. Da kam Edith. Er griff nach ihrer Hand, indeß seine Linke unwillkürlich nach seiner Uhr fuchte.

Edith runzelte die Stirn, und während er „Na, Edith, sieh mal, acht Uhr! Eine und eine halbe Stunde Verspätung!“ sagte, überfah sie geistlos ihre ausgestreckte Hand und meinte: „Du bist wohl etwas ungeduldig? Ich bin doch! Bis man in der Frühe fertig wird! Uebrigens, so eine Dummheit zu machen, halb

sieben Uhr morgens, das ist verrückt! Das ist wirklich verrückt!“

„Freilich!“ sagte er, ohne gereizt zu sein, „halb sieben Uhr morgens, die beste Luft, und Menschen sehen, die zur wirklichen Arbeit gehen. Die Morgenstunde scheint für manche Menschen die ungemütlichste zu sein?“

Sie fuhren mit der Straßenbahn. Edith sah ein wenig blaß aus. „Du liebe Zeit“, dachte sich Edith, „ein so mißmutiges Gesicht habe ich an ihr noch nie bemerkt!“

Währenddessen schaute Edith gelangweilt auf die Straßen und begann vermutlich die Straßenlaternen zu zählen. Wie oft sie gähnen mußte! Er konnte sich nicht genug des sonnigen Morgens freuen! Wie dumm wir Menschen doch sind, die schönste Zeit des Tages zu verschlafen!

„Bist du müde?“ fragte er plötzlich. „Müde?“ sagte Edith gereizt. „Wie dumm du fragst. Dieses frühe Aufstehen! Eine Frau, die etwas auf ihre Schönheit hält, soll sich pflegen. Ich werde schon in Stimmung kommen, wenn du geistreich wirst und mich unterhältst!“

„Stimmung kommen? Wie machen? Ranu?“ dachte er sich, und „auf Schönheit etwas halten, sich pflegen? Ranu?“

„Du hättest doch gestern nur ein Wort ...“ meinte er, aber sie unterbrach ihn:

„Pah! Gestern! Gestern! So seid Ihr Männer immer! Gestern war es doch anders. Du weißt scheinbar nicht, daß in der Frühe alles wieder anders ist!“

„Edith!“ sagte er, „sieh doch den schönen sonnigen Tag!“

„Hier zwischen Solatbeeten, Gemüseweibern und Obstbäumen?“

Da schweig er. Sie zog die Augenbrauen schräg in die Höhe. Ihr Blick streifte seine gelben Schuhe. Gesichtlos! Diese Form! Unverkümmert! Und diese vernünftige Bügelsacke! Im Grunde genommen ist er doch ein jeder Mensch. Sie hat flüchtig den Gedanken,

netter zu sein, sie will ... Da wird Edith von einem Herrn begrüßt; er steht auf, um dem Freund nach vielen Jahren wieder einmal die Hand zu drücken.

„Gutenmorgen!“ ruft der Schaffner, und Edith steigt, plötzlich entschlossen, aus.

Als Edith wieder auf seinen Platz zurückkehrt, ist er leer. Nur einen Augenblick lang denkt er darüber nach, ob er aussteigen und ihr nachlaufen soll. Nachlaufen? Zurückholen? Ah, insinkt er, daß alles Laune ist an diesem schönen Tag, daß nichts Gefundes, Tiefes da ist, das ihn auf die Dauer fesseln könnte. Sie ist eine Puppe, denkt er sich, eine Puppe, mit der man spielt. Und er ein Schwerenöter, ein Sophister, ein Frauenjäger? Nein, niemals, dazu ist er sich zu gut. Er wird sich nicht demütigen! Nein!

Er steigt aus und geht dem Baldweg zu, allein. Wie schön diese Welt ist! Wie rasch ein Verfallenen aus sein kann! Es gibt also doch zwei Arten von Frauen, von Mädchen: solche, die man zur Frau nehmen soll, und solche, die nur ein Spielzeug sind.

„Du warst verheiratet“, sagte er sich selbst, „aber du hast nicht geliebt; denn die wirkliche Liebe kommt nur einmal während unseres Lebens.“

Da warst schlecht gefahren, hättest du geheiratet. Nun siehst du, was an moderner Erziehung und Schönheit alles dranhängt.“

Er geht einen Weg hinab, in eine Schenke. Inzwischen das weiße Gewölbe in silbernen Rücken am Himmel steht und die Erde ringsum dastet. Da nahmen seine Gedanken eine neue Richtung. Was sollte wohl besser zu einem festlichen Frühstück: Rettich mit Butter und ein Schöpplein oder ein frisch gebackener Kaisersack?

Aber eine junge, freundlich lächelnde Kellnerin kamte ihn für ein schönes Stück Land, gefildetes und ein Krüglein schäumenden Bräus um, was in Anbetracht seiner widererlangten, fröhlichen Stimmung den vollen Beifall des morgendlichen Wanderers fand.

persö, ohne bestanden zu haben. Wie schön hätte es sein können, dort auf dem herrlichen Amtmannsitz in Emmendingen, wo Schlosser für ein kleiner Tisch walteten und sich seinen Neigungen neben den Verwaltungsgeschäften hingeben konnte. Aber als Goethe auf der Durchreise hier einkehrte, sah er schmerzlich, daß zwischen diesen Menschen das Glück der wahren Gemeinshaft fehlte und daß da nicht einmal zu helfen war. Und das jetzt ihm so sehr das Herz, daß er sich nicht mehr überwinden konnte, ihr zu schreiben.

Tadel hatte Goethe gesehen, wie sie bei seinem Erscheinen aufsteht. Längst hatte ein Auf und Ab zermürbender Gliedererschmerz sie ergriffen; ihre Natur verlagte, diesen Druck zu überwinden, da sie nirgend das Licht der Erleuchtung sah; trotz Schlossers Liebe, trotz des geistigen Mittelpunktes, den er aus seinem Hause machte, trotz ihrer Jugend war das Leben ihr leer geworden. Die Geburt eines Töchterchens hatte kaum ihren seelischen Zustand befehligt, sie verlor sich vielmehr in völlige Gleichgültigkeit.

Zuletzt brachte Schlosser ihr einen seltsamen Gast — den Diener Lenz, den geistigen Bruder Goethes. Der schöne Wahnsinn loderte schon um diesen seltenen Genius und gaukelte ihm das Bild Cornelias als das einer himmlischen Geliebten vor, nach der er sich geistig verzehrte. Seine Phantasie malte hier ein wunderbares Liebesverhältnis aus, das nie, außer in Lenz' Dichtertäumen, bestanden hat. Cornelia aber war nicht mehr fähig, in jene Welt, die ihr als der Schwester Wolfgangs immer viel zu leuchtend vor Augen gestanden hatte, zurückzukehren. Noch schenkte sie dem ungeliebten Gatten ein zweites Töchterchen, opferte aber diesem Wesen ihre letzte Lebenskraft. Sie starb in ihrem 27. Jahre. Goethe war es, als sie ihm „eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden.“ Er wollte ihr ein geistiges Denkmal aufrichten, aber er vermochte es nicht, — der Schmerz verlagte es. Vielleicht hat er auch die Schwester nicht völlig erkannt, wie es ihre Darstellung in Dichtung und Wahrheit zeigen mag. So hält er sich, ihr Wesen in ein Wort zusammenzufassen, was sie bald erkennt, halb verkennt: „Wunderbare Natur, meine Schwester. Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung.“

sein kleine Uebererzählungen — und keine untösenden Rätsel mehr aufgeben. Ihr werdet nicht mehr enttäuscht, enttäuscht oder berauscht von ihm sein, sondern begreifen, daß er nicht anders sein kann, als er nun geworden ist — und ihn lieben, selbstlos nach den Gesetzen seines Wesens.

Goethes Schwester

Zu ihrem 150. Todestag (8. Juni 1777).

Von Bertha Witt.

„Dunkler zerrissener Tag“, schrieb Goethe in sein Tagebuch, als er die Nachricht vom Tode der Schwester bekam. In dem stürmenden Wind jener ersten Winterzeit war es ein Schlag von furchtbarer Gewalt, und er, dem doch ein Gott gegeben, zu sagen, was er leidet“, verstumte darunter.

Goethes Verhältnis zu seiner Schwester war von einer wunderbaren Art, wie er dergleichen nur einmal erleben konnte. Diese geistigen Wechselbeziehungen, dies herrliche Geben und Nehmen auf beiden Seiten, dies gewaltige Aufeinanderangewiesensein auch in der Trennung schuf jene Zugehörigkeit, in der sich Blutverwandtschaft zur höchsten Seelenverwandtschaft steigert. Man wird Cornelia in erster Linie immer aus ihrem Verhältnis zu Goethe heraus betrachten müssen und hier auch den Schlüssel ihres Wesens finden, das in gewissem Sinne, als es dem stürmenden Genius des Bruders nicht mehr folgen konnte, an Goethe zugrunde ging. Während er, alle Hemmungen überwindend, sich frei emporschwang, erlag sie dem Zwiespalt ihrer Natur, die dem Alltag widerstrebt und sich doch an den Alltag gewöhnen sah.

Als Kinder waren sie unzertrennlich, teilten sie alles, die Freuden der Kindheit, die Puppen-theaterspiele, die Nüchternheit des von dem hübl-verstärkten Vater überwachenden Unterrichts. Dann kam die Zeit, da das Empor-schwingen des Geistes in Wolfgangs die Schwester hinter sich lassen mußte. Aber sie hatte ganz Teil an ihm, und in begeisterter Gesellschafft, die das geistige Erbschaft der sich mächtig regenden neuen Zeitströmungen in dem Bruder bewundernd begriff, lauschte sie seinen Feuerreden. Wenn er immer nur von großen Plänen redete, brachte sie ihn geduldi durch ihre Zweifel an seiner Ausdauer dahin, daß er auch an die Ausführungen ging; so zwang sie

ihn durch ihren beständigen Antrieß, daß er den „Goth“ in wenigen Wochen niederschrieb. In dieser geistigen Atmosphäre mußte sie den Alltag ihres Lebens umso drückender empfinden. Einem Mädchen ihrer Zeit war der Rahmen, in dem sich ihr Dasein abzuspielen pflegte, eng begrenzt und fast unabänderlich bestimmt; alle geistigen Erwartungen mußte sie in den Kreis der Ehe einordnen oder ihr opfern. Goethe hat uns später die Schwester als ein Wesen geschildert, deren eigentliche Berufung außerhalb der Ehe gelegen hätte, in irgend einer führenden geistigen Stellung; denn sie war ihm eine Frau, von denen er sagte, „sie sollten keinen Mann lieben, denn wir sind es nicht wert“; doch hat er sie in dem Mangel jeder Sinnlichkeit, den er an ihr erkennt, nicht richtig erkannt. Daß sie heiraten würde, war ihr durchaus klar; doch wie einen Stachel, wie ein unüberwindliches Hemmnis, das ersuchte Glück zu erlangen, empfand sie den Mangel aller körperlichen Reize; sie konnte sie erwarten, aus einer der Anbetung entspringenden Liebe geheiratet zu werden. Und doch träumte sie von einem Glück dieser Art, von jener Zartheit eines Verhältnisses, wie die damaligen englischen Romane es ihr vorgaukeln mochten. Die Unmöglichkeit ihrer inneren Anlagen schloß sie von der leichten Seiterheit ihrer alltäglichen Umgebung ab; sie fühlte sich reifer als die Gleichaltrigen, und gestellte sich daher zu Vetteren. So kam Zwiespalt zu Zwiespalt. Die Mutter was hatte für Cornelias kompliziertes Wesen nicht das notwendige Verständnis, und ihrem Vater stand sie in einer unglücklichen Mischung von Haß und Eigensinn gegenüber, was ihrer geistigen Unbefriedigkeit entsprungen mochte.

Da trat ihr aus Goethes Welt Schlosser entgegen, der Freund und Bewunderer Goethes, der sein Ringen im Sinne des neuen geistigen Lebens schon mit Erfolg bewiesen hatte. Jenes romanhafte Ideal ehelichen Glückes konnte Cornelia hier, wie sie wohl wußte, nicht erwarten, denn Schlosser war zu wirklich, zu sehr Mann, um ihr auf solche Art zu begegnen. Er liebte sie reichlich, mit jenem ehelichen Ernst, in dem er selbst sich geborgen fühlen konnte; aber für die Seele Cornelias, die Seele der Frau überhaupt, besaß er nicht jenes zarte Verständnis, da tappte er wie ein Blindenführer auf dem Pfad der Liebe, und richtete mit all seinem liebevollen Bemühen nur Unheil an. So entglitt ihm Cornelia vom ersten Tage an, und das junge Glück

war ihm verloren. Er liebte sie reichlich, mit jenem ehelichen Ernst, in dem er selbst sich geborgen fühlen konnte; aber für die Seele Cornelias, die Seele der Frau überhaupt, besaß er nicht jenes zarte Verständnis, da tappte er wie ein Blindenführer auf dem Pfad der Liebe, und richtete mit all seinem liebevollen Bemühen nur Unheil an. So entglitt ihm Cornelia vom ersten Tage an, und das junge Glück

Eine Fraueninsel in der Südsee

Nach einem Erlebnis wiedererzählt von Fregattenkapitän a. D. M. Fleck.

Ich weiß nicht, ob Gerhart Hauptmann, als er seine „Inseln der großen Mutter“ schrieb, wußte, daß es vor einigen Jahrzehnten in der Südsee tatsächlich eine Insel gegeben hatte, die nur von Frauen und Mädchen, aber von keinem einzigen Manne bewohnt war. Und das kam so:

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand in der Südsee, deren Inselwelt damals größtenteils noch herrenlos, d. h. noch nicht von europäischer Nation als Eigentum in Anspruch genommen war, das Seeräuber-ummen in hoher Blüte. Diese Piraten, meist Leute, denen in der Heimat der Boden zu heiß geworden war, beschäftigten sich nach außen hin in der Hauptsache friedlich mit Walfischfang oder Koprahandel, im geheimen aber, und dies um so betriebamer, mit Raubzügen auf abgelegenen Inseln, wo sie dann alle Eingeborenen, deren sie habhaft werden konnten, fingen und an Pflanzern auf anderen Inseln als Menschenwaare veräußerten. Sie trieben also, auf deutsch gesagt, einen schmutzigen Sklavenhandel. Zu Zeiten, wenn sie auf wechsellagernde Inseln stießen, gab es für sie bei dem Geschäft auch blutige Kämpfe, und mancher angelegte Walfischfänger oder Koprafabrikant ist damals auf diese Weise mit Mann und Maus verschollen oder trieb hinfällig ohne Befahrung als Bruch auf den Wellen des Stillen Ozeans, eine Gefahr und ein geheimnisvolles „Memento mori“ für vorbeifahrende Schiffe.

Einer der geriebensten und gefürchtetsten Seeräuber war damals Bully Hayes, von dem man sich jetzt dort unten die schauerlichsten Geschichten erzählt. Er hatte sein Hauptquartier in Apia auf Samoa, wo er als harnloser „Beachcomber“ sein kümmerliches Dasein durch den Handel mit Kopra fristete. Natürlich wußte in Apia jedes Kind, daß Bully auf seinem Schoner nicht nur die östigen Kerne der Kokosnuss, sondern auch lebende Ware verfrachtete. Aber da er letztere nie nach Apia brachte, sondern bei andernorts wohnenden Geschäftsfreunden auslief, so kümmerte man sich nicht um sein lichterfeines Treiben.

Einst landete der mit allen Waffen gewachsene Gentleman an der äußersten Mollfinsel der Marshallgruppe, genannt Eniwetok, wo man anfänglich noch nie von ihm gehört hatte. Das Inselchen zählte nur wenige Bewohner, etwa 60–70 Köpfe. Bully spielte den Deutschen gegenüber, die bisher kaum Weiße gesehen hatten, den liebenswürdigen und harmlosen, bescheidenen Mann und brachte es so weit, daß sie es wagten, auf sein Schiff zu kommen. Zuletzt war die gesamte Kanakerschaft mit Weib und Kind an Bord verpackt. Nun war Bully in seinem Element. Er ließ heimlich die Anker lichten, beschränkte dann alles, was weiblichen Geschlechts war, über Bord und ließ die erwachsenen Männer festfesseln. Dann segelte er hochladend mit seiner wertvollen Last davon. Lange dauerte die Reise nicht; denn umweit davon, auf einem anderen Atoll der Marshallinseln, sah der Geschäftsfreund schon bereit, die braune Ware in Empfang zu nehmen und zu bezahlen. Die armen Weiber aber, die man so jah ihrer Beschäfer beraubt hatte, kletterten weinend aus dem Wasser in ihre Ramen und suchten betäubt die verlassenen Hüften wieder auf. Seit der Zeit mußten sich die Eniwetokerinnen ohne Männer behelfen.

16 Jahre später, es war im Sommer 1888, machte das deutsche Kanonenboot „Eber“ mit dem deutschen Regierungskommissar eine Rundreise durch die kurz vorher unter deutschen Schutz gestellte Inselgruppe und lief dabei auch das Providence-Atoll an. Es war die Insel, wohn Bully die Eniwetokmänner verschleppt hatte. Ein alter brauner Pflanzungsarbeiter kam dort zum Kommandanten des Schiffes und sagte, er habe gehört, daß man sich dem Offizier anvertrauen könne. Er wollte nun wissen, ob die Eingeborenen verpflichtet seien, als Sklaven zu dienen. Natürlich erklärte der Deutsche, Sklaverei gäbe es nicht, und er wolle dafür sorgen, daß die Leute alle wieder nach Hause befördert würden. Man einigte sich dann auf Witten des Plantagenverwalters, eines Nachfolgers des einstigen Sklavenhäufers, und unter Zustimmung der Arbeiter, daß letztere noch so lange blieben, bis freiwilliger Ersatz beschafft wäre. S. M. S. „Eber“ nahm einen jungen Eniwetoker an Bord, der den Frauen von der bevorstehenden Rückkehr ihrer Männer Mitteilung machen sollte, und dampfte nach der Fraueninsel. Seit dem Männerraub war kein Schiff mehr nach Eniwetok gekommen, einen Dampfer hatten nicht

die Eingeborenen zugeführt, und man mußte nie gesehen. Darum sprangen sie beim Anblick dieses rauchenden Ungeheuers, das sie für einen bösen Geist hielten, in ihre Ramen und wollten fliehen. Erst als der mitgebrachte braune Landsmann ihnen durch eine längere Ansprache die Lage klar machte, wurden die zitternden Geschöpfe zutraulicher. Man ging an Land und fand alles sehr schön in Ordnung. Die Pflanzungen und die Hüften waren gut insande und machten einen lauberen, freundlichen Eindruck. Man sah, daß die Frauen ihr Handwerk auch ohne Männer verstanden. Was nun weiter geschah? Es läßt sich begreifen, daß die braunen Strohmatzen und jungen Mädchen, als sie endlich verstanden hatten, daß ihre Männer und Väter nun bald wiederkommen würden, in ihrer rührenden Freude u. Dankbarkeit sich gar nicht zu fassen wußten und die Wohlthäter mit Lebenswürdigkeiten überhäufte, so daß die Bootsbesatzung, lauter frische Jungen von der Wasserkanne, zu Hilfe gerufen werden mußte. S. M. S. „Eber“ ging im Jahre darauf mit fast der ganzen Besatzung bei einem Taifun im Süden von Apia unter, und mit ihm manche, die das liebenswürdige Juchel auf der einsamen Fraueninsel miterlebt hatten. Bully Hayes wurde schon viel früher von dem wohlverdienten Schicksal ereilt; bei einem seiner Raubzüge erschlugen ihn die wütenden Eingeborenen.

Weiblicher Samariterdienst im Polizeibereich

Welche Eroberungen der Gedanke, weibliche Kräfte in den polizeilichen Aufendienst einzustellen, in jüngster Zeit in Deutschland gemacht hat, ist nicht überall bekannt. Der Berliner Kriminalpolizei gehören seit 1. Februar d. J. 6 weibliche Kriminalsekretärinnen an, die in einer besonderen Inspektion der Kriminalabteilung unter weiblicher Leitung zusammengefaßt sind, 10 weitere sind in der Ausbildung begriffen. Die erste weibliche Polizei in Preußen wurde bekanntlich auf Betreiben der Kölner und mit Unterstützung der englischen Frauen im besetzten Köln eingerichtet, wo es besonders mit der Befähigung zum selbstständigen Dienst zu befehligen galt. Die dort gemachten Erfahrungen konnten jedoch — darauf weist die „Frauenzeitung“ hin, der wir diese Mitteilungen entnehmen — nur 3. 2. durch die Regelung im übrigen Preußen zugrunde gelegt werden.

Die weibliche Polizei ist Gefährdetenpolizei. Ihre Tätigkeit soll demgemäß, in Ergänzung der Arbeit der Jugendämter, eine im wesentlichen vorbeugende sein. Die weiblichen Polizeibeamten sollen bedrohte Kinder und junge Mädchen auf Bahnhöfen, Plätzen und Straßen, in öffentlichen Lokalen usw. im Fahndungsdienst erfassen, ehe sie der Verwahrlosung und dem Verbrechen anheimfallen. Daneben sollen sie die Vernehmung von Kindern und weiblichen Jugendlichen in Fällen von Sittlichkeitsverbrechen, Entführungen und dergleichen durchführen, wofür man in vielen Polizeiverwaltungen schon seit Jahren die Polizeifürsorgereinen verwendet hat. — Bei der Wichtigkeit einer gründlichen sozialen Schulung der weiblichen Polizeibeamten werden in Preußen nur Wohlfahrtsprüferinnen mit abgeschlossener Ausbildung eingestellt. Wie stark der Zudrang zum neuen Frauenberuf ist, zeigt die Tatsache, daß sich in Preußen nach einem Jahr fast 40 Frauen zum Polizeidienst gemeldet haben, während in England nach ca. 10jährigem Bestehen im ganzen etwas über 100 Frauen darin tätig sind.

Bubikopf und Frauenbart

Daß unsere Damen, wenn sie den Bubikopf beibehalten, mit der Zeit auch den Bartwuchs der Herren bekommen, scheint eine kühne und nicht gerade erfreuliche Behauptung. Und doch hat diese Prophezeiung nichts Unlaubliches, sie hat im Gegenteil viel Wahrscheinlichkeit für sich für jeden, der sich nur die einfachsten Gesetze der Biologie vergegenwärtigt. Zum wenigsten ist dies die Ansicht des bekannten Biologen der Universität Salamanca, Professor Bigote, der mit seinem kürzlich erschienenen Buche „Das Haar und die Zukunft der Frau“ berechtigtes Aufsehen erregte. Das Werk ist zu umfangreich und zu wissenschaftlich gehalten, um es auf den beschränkten Raum einer Zeitungsnotiz auch nur im Auszuge wiedergeben zu können. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Angabe der leitenden Gesichtspunkte, die der Verfasser aufstellt.

Professor Bigote teilt die Aufmerksamkeit zunächst auf die Tatsache, daß bei der Urbewohner aller Länder die Männer barlos sind, wie wir es heute noch bei den Eingeborenen Südamerikas, Australiens und Zentralafrikas bestätigt finden. Auch bei den Völkern auf höherer Kulturstufe, wie den Ägyptern und Perseern, tragen die Männer noch keinen Bart, der vielmehr zuerst bei den Juden auftritt. Hier ruft uns der spanische Gelehrte die Stelle aus dem Talmud ins Gedächtnis, die den Männern vorschreibt, „die Haare kurz zu tragen“. Die gleiche Haartracht herrschte übrigens auch bei den Griechen und Römern, doch blieben diese barlos dank der heroischen Gitter der Depilation, d. h. sie entfernten die Haare samt den Wurzeln mittels kleiner Pinzetten.

Wenn wir dann noch sehen, daß auf den Mägen des Mittelalters die Männer mit glattem Gesicht, aber langem Haar dargestellt sind, so lassen uns diese streng historischen Tatsachen ahnen, worauf sich die Theorie Prof. Bigotes stützt. Dieser verweist auf die biologischen Gesetze, auf denen so allgemein bekannte Tatsachen beruhen wie z. B., daß man einen Baum zurückschneidet, damit er besser Frucht trägt, daß bei Binden die übrigen vier Sinne besonders scharf entwickelt sind und dergl. Er kommt so zu Schlußfolgerungen, die nicht logisch und wissenschaftlich besser begründet sein können: Erstens ist uns kein Bock und keine Epoche bekannt, in der die Frauen kurzes Haar getragen hätten, und so erklärt es sich, daß sie bisher keinen Bart gehabt haben. Zweitens wird die heutige Mode, nach der die Frauen sich das Haar kurz schneiden und auch noch den Nacken ausrasieren lassen, die Haarkeime und -wurzeln, die im weiblichen Gesicht jetzt nur verhältnismäßig stark finden, zur Entwicklung bringen, und diese Entwicklung wird von besonderer Heftigkeit sein, da sie sich gewissermaßen auf einem jungfräulichen und noch nicht erschöpften Boden vollzieht. — Die Folgen mag sich jeder selbst ausmalen.

Unsere Dienstboten

Von Fr. Freund.

Wie kommt es doch, daß deutsche Frauen, im Gegensatz zu denen anderer Nationen, ihre kleinen Kinder anderen Kindern zur Wartung und Pflege anvertrauen mögen? Unter Lehrern verstehe ich die eben der Schule entwichenen Mädchen, welche ohne sonderliche Erziehung aufgewachsen, nur um so bald als möglich ihr eigenes Brot zu verdienen, in ein fremdes Hauswesen einzutreten. Zu ungeschult und unerfahren, um daselbst irgend ersprießliche Dienste zu tun, übernehmen sie doch die kostbarsten Schätze des Hauses, die Kinder, nicht einmal unter Aufsicht der Mutter, sondern ganz ihrer eigenen Willkür preisgegeben. Und dabei glaubt eine gemittelte Mutter durchaus nicht, etwas von ihren Pflichten verkannt zu haben. Wie da der Eigensinn der Kinder durch unvernünftiges Verbiten und Gebieten, Verleihen, Tadeln, Zurechtwischen usw. gereizt und genährt wird, ist nicht zu sagen.

Aber nun laßt uns einmal die Sache von einem Gesichtspunkt betrachten, laßt uns einmal daran denken, daß das Kindermädchen auch eine Seele hat, auch ein in der Ausbildung befindliches Wesen ist und daß wir nicht genug tun, wenn wir ihm den Lohn zahlen und ihm — um unsrerseits ein anständiges Benehmen anzuwöhnen. Genüß ist es eine Pflicht und Verantwortung, wenn wir ein junges Wesen ins Haus aufnehmen ... denn wir haben ihm anstelle der Eltern, der Erzieher. Ein junges Mädchen „aus gutem Hause“ wird noch jahrelang nach der Schulzeit belehrt, ausgebildet, weitergeführt, sorgsam vor allen Versuchungen behütet. Das Kindermädchen wird ebenso seiner eigenen Führung überlassen.

Der gleichgültige Knabe desselben Standes, der etwa zu einem Weiser in die Lehre tritt,

In einer Welt, in welcher alles schwankt, bedarf es eines festen Punktes, auf den man sich stützen kann. Dieser Punkt ist der häusliche Herd; der Herd aber ist kein fester Stein, wie die Leute sagen, sondern ein Herz, und zwar das Herz einer Frau.

Solang du mit Kindern Kind kammst sein, Ist der Schlüssel zum Paradies noch dein.

Soviel die Erde Himmel sein kann, soviel ist sie es in einer glücklichen Ehe.

Geheimnis eines Lebens